

Wie die Teilnehmer einer Schreibwerkstatt zu tieferen Einsichten über das Schweizer Asylantenwesen kamen

Zur Abschreckung drei Nächte draussen vor der Tür

VON HEINZ RUCHTI
UND GERD MÜLLER

Niklaus Meienberg hatte als Motto über seinen Reportagekurs Kischs Satz gesetzt: «Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts exotischer als unsere Umwelt, nichts ist phantastischer als die Wirklichkeit.» Doch keiner von uns hatte sich zu Beginn unserer Arbeit vorstellen können, wie verblüffend, exotisch und phantastisch das Städtchen Kreuzlingen und seine Flüchtlingsempfangsstation – unser Thema – wirklich waren.

Zuerst schwärmten wir aus, um bei der Stadtverwaltung Informationen einzuholen. Die Ablehnung ist unüberhörbar: «Darüber gibt es gar nichts zu schreiben.» Auf unser Drängen nennt der Beamte den Namen einer zuständigen Fürsorgerin, die ebenfalls barsch abwehrt: «Nein, ich gebe keine Auskunft, und der zuständige Asylanterbetreuer ist in den Ferien.»

Ratlos ziehen wir durch die trostlose Geschäftsstrasse zur Empfangsstelle für Flüchtlinge. Vor der langgezogenen Baracke in der Nähe des Bahnhofs stehen die Asylsuchenden in kleinen Gruppen zusammen. Sie sind aus dem Libanon gekommen, «wo Krieg herrscht», rollen Hosenbünde hoch und zeigen Narben von Schusswunden oder Minenverletzungen. Der Flug nach Mailand hat sie 1500 Dollar gekostet. Den Rest ihrer Barschaft haben ihnen Schlepper abgenommen.

Da übers Wochenende nur Frauen, Kinder und Kranke im Lager aufgenommen werden, haben sie zum Teil bereits zwei Nächte im Freien hinter sich. Einzig ein Epileptiker, der einen Anfall erlitt, hatte es geschafft, ins Innere und in die Wärme zu kommen. Nach anhaltendem wildem Klopfen an die um 18 Uhr geschlossene Tür konnte schliesslich ein Arzt herbeigerufen werden, der die Einweisung anordnete. Dieser Vorfall wurde später als versuchter Sturm auf die mit Flutlicht und Videokameras gesicherte Baracke ausgelegt. Der «Blick» ging noch weiter: «Weil sie randalierten und Essen fortwarfen, blieb ihnen die Tür verschlossen.» Und: «Sie verlangten sogar Güggeli und Steaks.» Ein Vorfall, von dem nur der «Blick» weiss.

Nachts um zehn wird es empfindlich kalt. Die vierzig Menschen im Freien, die nun, aus erzieherischen Gründen, wie die Lagerleitung verlaunt, eine dritte Nacht auf der Wiese verbringen, frieren nun sichtlich. Alle sind gut angezogen, aber keiner hat wärmende Kleider an. Als wir den Abwart bitten, ob er nicht wenigstens ein paar Decken herausgeben könnte, antwortet er, das komme überhaupt nicht in Frage. Es hätte schon genug von denen da hier, fügt er mit angewidertem Ausdruck bei. Und jetzt sei endlich Zeit, auch an die anderen Jungen zu denken. Überhaupt sei das gar nicht so schlimm, draussen zu



Die Flüchtlingsempfangsstelle Kreuzlingen empfing aus erzieherischen Gründen nicht

Foto: Gerd Müller

schlafen. Im Militär hätte doch jeder Schweizer schon im Freien genächtigt.

Wir telefonieren den Pfarrämtern. Die Frau Pfarrer ist entsetzt und entristet. Das könne sie kaum glauben, draussen schlafen bei dieser Kälte. Sie bedauert, dass sie leider überhaupt nichts tun könne, da der Kirchenpräsident abwesend sei und sie ihm zuerst fragen müsse. Trotzdem ganz herzlichsten Dank, dass wir sie informiert hätten.

Der katholische Pfarrer verspricht, selbst beim Lager vorbeischauen zu wollen, wendet aber gleich ein, dass sein Gott sich an die Richtlinien des von Arbenz herbeigerufenen Lagerleiters zu halten habe. Auch schenke er dem Organisationsvermögen des 47-jährigen Juristen, Gefängnisbeamten und Polizeirichters, dem zuletzt vom Zürcher Unternehmerbetreuer

Egon Zehnder der letzte Schliff verpasst wurde, volles Vertrauen.

Wieder zurück zum Lager. Inzwischen wollen dort zwei Securitasleute mit Hund das wärmende Lagerfeuer löschen. Die Flüchtlinge sind noch ruhiger als vorher. Niklaus Meienberg stellt sich in seiner ganzen Körpergrösse – und Breite – vor das Feuer und den Männern entgegen: «Dieses Feuer wird nicht gelöscht, eine Schande, dass ihr denen nicht einmal das bisschen Wärme gönnt!»

Fätsächlich ziehen die beiden ab. Doch fünf Minuten später fährt der Streifenwagen der Kantonspolizei vor, und während wir die Ausweise zeigen müssen, schleicht sich von hinten ein Securitasmann mit einem grossen Kibel Wasser an, und – zisch – das Feuer ist nicht mehr zu retten. Befriedigt ziehen die Ordnungshüter ab.

Am nächsten Morgen – die Autoscheiben sind vereist – lädt uns René Jögi, der neue Lagerleiter, zur Besichtigung der Empfangsstelle ein. Wie aus der Pistole geschossen rattert er Zahlen herunter, skizziert Zeichnungen und Lagepläne auf dem «Flipchart», bei dem es sich, so fügt er stolz bei, um ein persönliches Geschenk seines Vorgesetzten Peter Arbenz handelt, mit dem ihn «eine echte Männerfreundschaft verbindet».

Das Feuer, um das sich die Gruppe firender Asylanten geschart hatte, stellt er gleich klar, wurde auf sein Geheiss gelöscht. Solche Feuer, das weiss er aus Erfahrung, ziehen gleich weitere nach sich. Ausserdem räumten die Asylanten massenweise Cheminéeholz aus Schweizer Gärten ab. Decken, obwohl vorhanden, konnten keine verteilt werden, weil diese

später am Bahnhof oder sonstwo aufgesen würden. Es sei, führt Lagerleiter Jögi weiter aus, ein offenes Geheimnis, dass die Empfangsstelle um diese Jahreszeit aus allen Nähten platze. Oder, wie er es präzisiert: «Der Sack ist voll.» Übers Wochenende finden sich zudem stets mehr Asylbewerber ein, als in die Durchgangsheime «verschoben» und anschliessend in den Gemeinden «parkiert» werden können.

Tatsächlich ist die Empfangsstation heute ein Musterbetrieb militärischen Stils geworden. Dass Generalist Jögi alles im Griff hat, «vom Klopapier bis zum Diplomatenempfang», wie er selbst sagt, ist unbestritten. Auch scheint er, verglichen mit seinem Vorgänger Huber, allgemein «Rambo» genannt, ein wahrer Menschenfreund zu sein. Die Zustände der kleinsten und effizientesten Empfangsstation der Schweiz könnten Jögi sogar eine steile Karriere bescheren. Jögi ist denn auch hocherfreut über die wichtigen und neuen Leute, von den Bundesräten Kolter und Felber bis zu ausländischen Botschaftern, die er hier schon begrüssen durfte.

Nur zwei Dinge machen ihm zu schäffern: der Neid vieler Leute, die ihm seine Erfolge nicht gönnen, und fehlende Populärität. Doch: «Der Kanton will mich aufbauen», lässt er durchblicken. Mehr kann er vorerst nicht verraten.

Andertags wollen wir uns näher mit der «Granege» befassen, eine Art Dependance, in der hundert Flüchtlinge schlafen können. Vor der Haustüre werden wir bei nahe vom Auto eines Lieferanten angefahren. Anscheinend ist er daran gewöhnt, dass die Insassen hier auseinanderstieben, sobald er in Sichtweite kommt. Erschrocken und verärgert reklamieren wir: «Sie können ja aus dem Weg gehen», fährt er uns an. «Wenn es so einen treffen würde», eine wegwerfende Handbewegung Richtung Asylanten, «wäre es nicht schade.»

Kurz darauf werden wir von der Kantonspolizei überprüft. Jemand hat angerufen, dass sich verdächtige Männer herumtreiben. Man befürchte auch rechtsextremistische Anschläge. Später erfahren wir von einer Bauentfrau, dass der Hass auf die Ausländer gross sei und es bald einmal «Klopfen» könnte. Im Restaurant redet ein älterer Mann davon, dass man demnächst das Sturmgewehr aus dem Kasten hole, und seine Frau regt sich über die Unverschämtheit der Asylanten auf, die Güggel und Steaks verlangen, wie sie eben im «Blick» gelesen hat.

Am Freitag darauf hat es in der Nähe tatsächlich «geklopft». In Weinfielden wurde auf einen Wohncontainer für Tamilen ein Bombenanschlag verübt. Von den Tätern fehlt jede Spur. □

Oskar Reck über ein Rezept für den politischen Genesungsprozess

Von Alfred Escher hin zu Ulrich Bremi

Der Zürcher Freisinnige Ulrich Bremi, im Jubiläumsjahr 1991 als Nationalratspräsident und damit als nominell höchster Schweizer vorgeschlagen, denkt über den Zustand der heutigen Gesellschaft nach. In einem Zeitungsartikel beschränkt er den «Unverstand der fachfremden Meinungs- und Entscheidungs-

macher» als den hauptsächlichsten Versacher des Gefühls Hundertausender

dien gemeint sein, die allerdings entscheidend von parlamentarischen Aussagen alimentiert werden. Die Hofflieferanten also sind die Politiker selbst.

Der ranghöchste Schweizer im Jubeljahr 1991 folgert absolut richtig, dass in dieser Situation jeder seine spezifische Bedrohung erkennt: «Unser Verstand und unser Training haben uns gradlinig zum Erfolg in einer Sache und zur Bedrohung für die

faktisch Unerlässliche weit überschreitet. Nicht minder schwer wird es fallen, den politischen Routinebetrieb in der eingeschliffenen schweizerischen Demokratie von seinen Fragwürdigkeiten zu befreien. Bisher sorgsam abgeschirmte Zonen werden, auch wenn es unsinnig ist, die «totale Transparenz» zu postulieren. Die dubiose Kunst der in amtlichen Ver-